

Onkel Paul.

Ein Familienbild von Alice Berend.

Die Familie Schröder, bestehend aus Vater, Mutter, Sohn und Tochter, die Hülflehrer und Hülfstochterin an der Gemeindeschule waren, gehörte zu den Familien, die immer auf das große Loos oder eine aus dem Himmel gefallene Erbschaft warteten.

Bei denen das Geld Anfang des Monats knapp und Ende des Monats sehr knapp ist, denen aber ein geringes Summe die Mühen des Lebens bedeutend tragen hilft.

Alleerdings in den letzten Tagen ging es recht schief bei Schröders, und bei den bescheidenen Mahlzeiten, die sonst die frohlichsten Stunden des Tages waren, hörte man nicht viel mehr, als das Klappern der Teller.

Der Vater brauchte zehntausend Mark für ein Unternehmen, das ihm angetragen war, von dem er sich jene Schätze versprach, die das große Loos und die Erbschaft noch schuldbelastet waren. Aber er konnte sie nicht aufreiben und verließ vergeblich seine Zeit danach.

Ammer um die Tischzeit kam der Postbote und wenn er bei Schröders klingelte, zuckten alle zusammen, denn sie hofften jedesmal, daß er etwas Wunderbares bringen würde.

Heute brachte er nun zwei Briefe. Der eine war vom Lotterietollektor, der ein neues Loos einsandte, das das vorige, leider in dieser Beziehung nicht herausgekommen war, doch rieth er entschließen, weiter zu spielen, da man beobachtet habe, daß gerade die Loose die von den Besitzern fortgegeben waren, sogleich gewonnen hätten.

Der Erfolg wünschend, bat er, um baldige Erlegung der kleinen Summe. Schröders beschloffen natürlich, das Loos zu behalten.

Aber es war ja noch ein zweiter Brief gekommen, und zwar mit ganz unbekannter Handschrift. Als er, nach den verschiedenen Muthmaßungen, wer wohl der Absender wäre, endlich geöffnet wurde, las Vater Schröder feierlich vor:

Lieber Neffe! Theile mir, bitte, mit, wann ich dich zu Hause antreffen kann. Ich habe dir eine Mittheilung zu machen. Dein Onkel Paul.

Ein Schweigen folgte der Vorlesung. Ein Schauer des Glücks überlief die Familie! Onkel Paul! Onkel Paul, der Erbkönig! Onkel Paul war fünfundsiebzig Jahre alt, war ein Sonderling, der mit Niemand aus der Familie verkehrte und ein Vermögen hatte, dessen enorme Summe man nur flüsternd aussprach.

Und dieser Onkel Paul wollte kommen, nachdem man sich Jahre nicht gesehen, meldete sich selbst an und „hatte eine Mittheilung zu machen“.

Nachdem der erste Freudenstreich vorüber war, begann man zu überlegen, was das wohl für eine Mittheilung sein könne. Die Mutter, der weder die Jahre, noch das Sparenmüssen, noch die vielen großen und kleinen Enttäuschungen etwas von ihrem Idealismus genommen, meinte mit verklärtem Ausdruck: „Er will uns natürlich zu seinen Erben einsetzen und uns davon schon jetzt Mittheilung machen.“

„Glaubt ihr, Mutter? Das ganze Geld?“ hauchte Grete leidend. Und flüsternd nannte man im Chor die Summe.

„Vielleicht hat er auch von den zehntausend Mark gehört,“ meinte der Vater. „Denn zum Erben einsetzen, das glaube ich nicht.“

„Ne, ich auch nicht,“ sagte Hans. „Der vermagt sicher sein ganzes Geld irgend einer Stiftung. Genau wie's seine Schwester, Tante Julie, gemacht hat.“

Tante Julie war nun schon zehn Jahre todt. Als sie starb, waren Hans und Grete noch Kinder, aber sie konnten sich doch noch entsinnen, wie die Eltern damals von der Testamentsöffnung müden, enttäuschten Schritten zurückkamen, mit einer alten Flügeldecke als einzigem Erbtheil, obgleich sie nicht einmal ein Klavier hatten.

„Genau wie Tante Julie wird er es machen,“ wiederholte Hans. „Rebe doch nicht so, Hans,“ sagte die Mutter ängstlich, als ob ihr Sohn schon durch seine Worte dergleichen heraufbeschwören könnte.

„Vielleicht will er mich auch als Reisebegleiterin nach Italien mitnehmen,“ fing Grete wieder an, deren feste Sehnsucht eine italienische Reise war.

„Na, warten wir's ab,“ schloß endlich der Vater die Debatte. „Ich werde gleich schreiben und um meinen Besuch für morgen bitten. Da werden wir ja sehen.“

In der Nacht bis zum nächsten Tag träumten alle vier Schröders von großen Geldbäcken, von großen Unternehmungen, von großen Reisen, kurzum von lauter großen und schönen Dingen.

Als der Tag endlich anbrach, war es ein Regenstag, und die nassen Tropfen klatschten gegen die Scheiben. Vater Schröder, dem Regenwetter immer melancholisch machte, meinte finstern: „Ein böses Omen.“ Aber die stets optimistische Gattin erklärte herzhalt: „Gerade Regenstage seien immer ihre Glückstage gewesen, und mit verkümmertem, hoffnungslosem Lächeln wusch sie fünfmal hintereinander Staub. Als Hans und Grete in die Schule fortzogen, verabschiedeten sie sich von den Eltern mit einem viel-sagenden Händedruck, wie vor einer langen Reise, einer Operation oder sonst einem besonderen aufregenden Ereigniß.

Codesahnung.

Aus den Erinnerungen eines französischen Offiziers.

Wir waren am 18. November 1870, direkt von Orlans kommend, in Mar-seille ausgeschifft worden. Der Fencencommandant hatte bereits eine Des-pesche für mich in Händen, die von Freycinet unterzeichnet, und wies mich an, mich sofort mit meiner Escadron Spahis — brave Burfen und gute Pferde, von denen ach! nur zu wenige den afritanischen Boden wiedersehen — auf der Südbahn einzuschiffen, die DIRECTION hatte bereits entsprechende Weisung. Mein Ziel bei Orlans an der Loire, wo ich mich bei General Crouzat, dem Commandeur des 20. Corps melden sollte.

Unsere Abfahrt, noch mehr der Transport selbst, dehnte sich für unsere Ungebuld ins Unendliche. Am 22. spät in der Nacht kamen wir endlich in Orlans an oder vielmehr wir mußten, da der Bahnhof durch eine große Anzahl anderer Züge gesperrt war, weit vor der Stadt debarkieren. Ich übergab das Commando meinem ältesten Leutnant, warf mich auf ein Pferd, die zuerst ohne Kampfen mühsam aus den Wagen gebracht wurden, und galoppirte durch die Dunkelheit nach Gien hinein, fand nach einigem Suchen auch glücklich das Quartier des Generals, an den ich gewiesen war — aber nur um zu hören, daß er selbst schon am Abend in der Richtung auf Montargis vorgeritten sei. Mit Mühe und Noth erhielt ich für meine Leute Quartier, über meine weitere Bestimmung konnte mir Niemand Auskunft geben, es herrschte ein un-glaublicher Wirrwarr.

Im Begriff, mich wieder zu meiner Truppe zu begeben, wurde ich — un-mittelbar vor dem Thor des Stabs-quartiers — von einem Kameraden überholt, der sich mir als Capitän Ogilov vom Stabe Crouzats vorstellte und mich fragte, ob ich ihm für morgen ein Pferd stellen könne; das Pferd sei ihm im Laufe des Tages un-brauchbar geworden. Da ich einige Kräfte hatte, welche in Gien zurück-bleiben mußten; so sagte ich zu, und ich that es um so lieber, als mir der Capitän, der mit sofort durch eine eigenartige Aussprache, einen gewisser-maßen fremden Accent aufwies, anbot, auf seine Verantwortung hin mich und meine Escadron morgen früh nach Bellegarde vorzuführen, wo ich vor-ausichtlich General Crouzat und je-denfalls den Ereignissen am nächsten sein werde. Er sagte mir gleichzeitig, daß eine Entscheidung unmittelbar bevorstünde, schwächere Kräfte der Ar-mee des Prinzen Frederic Charles ständen uns gegenüber — sie sollten zur-ückweichen, der Marsch auf Paris sofort angetreten werde, wo General Ducrot sich gerade jetzt erfolg-reich schlug. Hab, welche frohen Aus-sichten für mich, für uns alle, die wir von Legierde brannten, uns-re guten Klinoen mit dem Feinde zu kreuzen!

Capitän Ogilov und ich blieben die Nacht über zusammen — es kam lange Zeit Schlaf in unsere Augen. Er hatte mir zuviel zu berichten von un-seren Hoffnungen, von unserer schönen Armee, von der Thartrast Gambettas, welchen er hoch seinen Freund nannte, von seiner eigenen Liebe zu unserem herrlichen Vaterlande, dem er als Fremder, — er war englischer Ab-tunft — gern sein Blut, sein Leben weihen. Erst nach Mitternacht warfen wir uns zu einem trüben Schlummer nieder, und das erste Grauen des Morgens sah uns schon im Sattel.

Wunderbar: mein Capitän war plötzlich gänzlich verändert. Er, der noch vor wenigen Stunden so lebhaft, so hoffnungsvoll mit mir geplaudert, war jetzt, als er durch den dämmern-den Morgen des nächsten November-tages neben mir an der Seite meiner Braven einherritt, die Schwermüdig-keit selbst — kaum daß er mir die not-hwendigsten Angaben über den Weg machte. Es lag sichtlich wie ein Nebelhauch auf ihm, und schließlich konnte ich mich nicht enthalten, ihn trotz unserer kurzen Bekanntschaft nach der Ursache seiner so ganz ver-änderten Stimmung zu fragen.

Er blickte mich lange unter dem Ca-puchon, das sein scharfgeschnittenes Antlitz fast verhüllte, ernst, fast finstern, so daß mich meine unzeitige Neugier schon gereute. Endlich zog er sein Pferd näher an das meine heran-dragend, sein Kopfbusch hervor und wies mich auf eine Reihe von Daten in demselben hin, die er aufeinander schon vor längerer Zeit eingetragen hatte. Es waren eigenartige Notizen: Sterbetage von Namensverwandten, und hinter jedem derselben stand eine kurze Bemerkung etwa des Sinnes: „Sah ich Tags vorher in doppelter Gefahr.“ Ich muß gestehen, mir war bei dem Ernst, mit welchem der Ca-pitän mehr noch für sich, als für mich die traurige Liste rekapitulirte, un-beheimlich genug zu Muth, aber ich ließ sie doch mein frisches Soldaten-blut, und ich gab wohl lachend irgend einen leichten Scherz über thörichten Volksberglauben zum Besten. Wieder sah er mich schweigend, verdrießend fast an, dann sagte er ernst: „Und werden sie auch noch lachen mon cher, wenn ich Sie verlichere, daß ich mir heute morgen, als ich erwachte, selbst gegenüber sah. Sie werden meinen, ich habe geträumt — ich weiß es be-sser: auf dem Stuhle vor dem Bett, in dem ich lag, sah mein anderes Ich, mein blutübertropfter Doppelgänger,

und als ich unwirklich aufkommen-schredend die Hand nach ihm aus-streckte, fühlte ich, daß die Spitze meiner Finger sein eigenes Gesicht be-rührten. Im gleichen Augenblick freilich verschwand er — aber denken Sie, an meiner Hand, die keine Wunde zeigte, floss Blut — — — mein Blut war es und doch nicht das meine! Er athmete tief auf, ehe er fortstieß: „Ich weiß, heut, spätestens morgen, ereilt mich der Tod! Gottlob, Kamerad, daß es kein unedler Tod ist — ich sterbe ihn gern: den Tod für Frank-reich, für Ihr schönes Vaterland!“

Ich wagte nichts mehr zu entge-nen, denn ich sah, er sprach aus völli-ger Ueberzeugung. Aber eben so lebte damals in meiner Seele die Gewiß-heit, daß der Capitän nur ein Pflanz-ton, ein Traumbild geistlich habe — wer glaubt denn heut, im 20. Jahr-hundert, noch an Todesahnung und Doppelgänger? Die Verlustliste des 25. No-vembers, des blutigen Gefechts von Labon, zählte den Capitän Ogilov vom Generalkstab des 18. Corps, at-tacirt der Person des General Crou-zat durch Detret vom 19. September, unter der Vermissten auf . . . erst spä-ter erfuhr man, daß der Leichnam des Braven von den Preußen dicht vor den Mauern des Dorfes gefunden worden sei.

Wie ist es doch Todesahnungen? Ist doch eine Wahrheit in der alten Mythie vom doppelten Gesicht?

Petersburg vor 100 Jahren. Die erste Säcularfeier Petersburgs am 16. Mai 1803 veranlaßte den Kaiser Alexander, für die Wiederkehr des Festes nach weiteren hundert Jah-ren 1000 Rubel zu stiften, die heute mit Zins und Zinseszins auf rund 14,000 Rubel angewachsen sein müß-ten. Im Gegensatz zu der jetzigen Fei-er, die mehr von Volk und Stadt be-gangen wird, waren die Veranstaltun-gen vor hundert Jahren in der Haupt-sache eine Huldigung des Kaiser-hofes gegen den Begründer des nord-ischen Reiches. Heinrich v. Neimers, der damals in Petersburg lebte, theilt im ersten Bande seiner Beschreibung der Stadt (1805) einiges über jene Säcularfeier mit, wonach diese am 16. Mai mit einer großen Parade eingelei-tet wurde, nach deren Beendigung der Hof — in dreißig Galawagen zur Messe in der alten Isaaks-Kathedrale fuhr. Die Kanonen auf den Wällen, in der Admiralität und auf den täiler-schen auf der Newa liegenden Jachten wurden gelöst, während der Hof sich nach dem Senat begab, von wo aus der Kaiser zu Pferde die Garden zu dem Reiterbild Peters des Großen föh-lete. Jeder Soldat erhielt an die-sem Tage 1 Rubel, ein Pfund Fleisch und ein Glas Brantwein. Im Win-terpalais überreichte darauf eine De-putation der Stadtwaltung dem Kai-ser eine große goldene Medaille mit dem Bilde Peters und der Um-schrift „Von der dankbaren Nachkom-men-schaft“, welches Kunstwerk auf Be-fehl Alexanders am 18. Mai auf dem Grabe Peters in der Festungsstah-drale niedergelegt wurde. Der Kaiser wollte mit seinen Generalen, in dem kleinen, heute noch bestehenden Häus-chen Peters auf der Petersburger Seite speisen, ein Plan, der wegen des allzu geringen Raumes wieder auf-gegeben werden mußte. Bei der prachtvollen Abendbeleuchtung hatte die Kaufmannschaft das Glitter vor dem Denkmal Peters mit Lampengewin-den geschmückt, zwischen denen sich bunt erleuchtete Bänen auf hohen Py-ramiden erhoben. Den Haupteffekt machte das Reiterbild selbst, das in greller Beleuchtung über dem Flam-menmeer hoch emporragte.

Ein Versuch. „Wenn Du die Wahl hättest zwis-chen einer Danae, die Klavier spielt, und einer, die Zither spielt, welche wähltest Du lieber beirathen?“ „Na, ganz sicher die mit der Zither.“ „Warum denn?“

„Ja, siehst Du, eine Zither kann man zum Fenster rauswerfen. Aber wie Du mal ein Klavier zum Fen-ster raus!“

Sereingefallen. Professor (beim Erämen, dem ein höherer Ministerialbeamter als Kom-missar beimohnt): „Herr Kandidat, können Sie mir jene Stelle aus Ho-mer, die auf meine Frage Bezug hat, angeben?“

Der Kandidat schweigt hartnäckig. Dem Ministerialkommissar reißt die Geduld. Er citirt nach bestem Wis-sen und können jenen Vers.

Professor: „Sehen Sie, Herr Kan-didat, daß weiß sogar der Herr Kom-missar!“

Wettlauf. „Nimm Dich in Acht, Kleiner, was würde Dein Papa sagen, wenn Du Dich überfahren läßt.“ „Fein, wird er sagen, er hat mich hoch in die Lebensversicherung einge-tauft.“

Großmüthig. Gläubiger: „Ich bin jetzt an den verschiedensten Tagen schon mit mei-ner Geldforderung zu Ihnen getom-men, und jedes Mal postete es Ihnen nicht, mich zu bezahlen; fagen Sie mir gefälligst nun endlich, an welchem Tage ich kommen darf!“

Student: „Bitte, welcher Tag paßt Ihnen denn am besten?“ Gläubiger: „Freitag.“ Student: „Gut, Sie dürfen also jeden Freitag kommen.“

Studiofus Pumpmeier als Cau-seur.

Humoreske von Hugo Maro.

Der junge Eduard Bürger hatte seit einiger Zeit ein Auge auf das Töchterlein des Rentiers Bromann geworfen. Rätchen war aber auch ein liebwürthes Mädchen und ent-sprach in jeder Hinsicht dem Ideal, das Eduard seit seinen Jünglingsjah-ren von der zukünftigen Frau Bürger in seinem Busen trug.

Veiter hatte die Holbe den Annähe-rungsversuchen des Verliebten bisher kein sichtbares Entgegenkommen ge-zeigt, und als Eduard einmal seinem intimsten Freunde das Herz ausge-schüttelt, hatte der gesagt: „Die Rätche? Die schlaq' Dir nur aus dem Kopfe, das Mädel will höher hinaus, das schwärmt für Kavallerieutnant.“

Die nächste Zeit verlebte er in stark gedämpfter Hoffnungsfreudig-keit. Doch neigte er von Natur zum Optimismus, und so sagte er sich schließlich: wenn das Mädchen sich Reiter schwärmt, macht vielleicht auch ein Zivilist hoch zu Ross Eindruck auf ihre Herz. Ich lerne reiten!

Unverzüglich schritt er an die bei-seiner Wohlhabenheit und Unabhän-gigkeit leicht durchführbare Verwirkli-chung seines Vorhabens. Wie viele Beschwerden die ungewohnten Sport-übungen unserem Helben anfänglich bereiteten, wie oft er mit dem Ran-de der Manege unangenehme Bekann-schaft machte, wollen wir nicht näher schildern.

Eines Tages aber glaubte er über das Anfangsstadium der edlen Reit-kunst so weit hinausgekommen zu sein, daß er die erste Fensterpromenade auf dem Pferd riskiren dürfe.

Und alles ging zunächst vortrefflich. Wie die Anbetete schaute als der im Uebergriff recht fäthliche Verehrer an-bergesprengt kam und mit eblem An-stande vom Rüdler des ganz präsen-tablen Riethsqaules zur Belegade emporgrüßte.

Es war keine Täuschung, sie erwi-derete seinen Gruß mit einem viel tiefe-ren Reigen des schönen Köpfcchens als sonst, in dessen holbe Rötthe ihre Wangen farbte. Eduard jubelte, er sah alle Kavallerieutnants bereits aus dem Felde geschlagen.

Da, o Schred! Plötzlich, noch in Schwerte des theuren Mädchens, blieb der Gaul stehen. Ein Schlag mit der Reittgerte, Einsetzen der Sporen, nichts fruchtete. Das Thier warf nur den Kopf empor und stand fest und ange-wurzelt, wie das Bronzerohr des be-rühmten Feldherrn auf dem nahen Hauptmarke.

Das war eine schöne Bekehrung; talter Anfassstadium der edlen Reit-ers Stirn und verweissunagsvoll blickte er, Rettung suchend, um sich.

In diesem kritischen Momente nahte auf dem Trottoir zur Linken ein guter Bekannter; es war der Studiofus Pumpmeier, der — nach dem Kollegheite unterm Arm zu schließen — ausnahmsweise die Universität be-sucht zu haben schien.

„Emil, bitte, komm einmal rath her!“

Der Studiofus steuerte auf den un-glücklichen Kavalleristen zu. „Was, Eduard. Du als Sonntagsreiter! Wie ein Keulen-schlag traf das Wort den Reckvogel. Aber hier war falsche Scham nicht am Plage.“

„Emil,“ sprach er gedämpft, sich zu dem Fußgänger niederbeugend, „Du siehst mich in arger Verlegenheit. Ich will hier Fensterpromenade machen, und nun bodt das Unthier von einem Gaulle plötzlich noch unter den Augen von „Ihr“. Du sollst nun im Ge-spräche bei mir verweilen, bis es dem Rader gefüllt, weiterzugehen, so daß Fräulein Rätche denken muß, ich hätte irgend etwas mit Dir zu besprechen und hielt absichtlich an dieser Stelle.“

„Was, Eduard. Du als Sonntagsreiter! Wie ein Keulen-schlag traf das Wort den Reckvogel. Aber hier war falsche Scham nicht am Plage.“

„Emil,“ sprach er gedämpft, sich zu dem Fußgänger niederbeugend, „Du siehst mich in arger Verlegenheit. Ich will hier Fensterpromenade machen, und nun bodt das Unthier von einem Gaulle plötzlich noch unter den Augen von „Ihr“. Du sollst nun im Ge-spräche bei mir verweilen, bis es dem Rader gefüllt, weiterzugehen, so daß Fräulein Rätche denken muß, ich hätte irgend etwas mit Dir zu besprechen und hielt absichtlich an dieser Stelle.“

„Was, Eduard. Du als Sonntagsreiter! Wie ein Keulen-schlag traf das Wort den Reckvogel. Aber hier war falsche Scham nicht am Plage.“

„Emil,“ sprach er gedämpft, sich zu dem Fußgänger niederbeugend, „Du siehst mich in arger Verlegenheit. Ich will hier Fensterpromenade machen, und nun bodt das Unthier von einem Gaulle plötzlich noch unter den Augen von „Ihr“. Du sollst nun im Ge-spräche bei mir verweilen, bis es dem Rader gefüllt, weiterzugehen, so daß Fräulein Rätche denken muß, ich hätte irgend etwas mit Dir zu besprechen und hielt absichtlich an dieser Stelle.“

„Was, Eduard. Du als Sonntagsreiter! Wie ein Keulen-schlag traf das Wort den Reckvogel. Aber hier war falsche Scham nicht am Plage.“

„Emil,“ sprach er gedämpft, sich zu dem Fußgänger niederbeugend, „Du siehst mich in arger Verlegenheit. Ich will hier Fensterpromenade machen, und nun bodt das Unthier von einem Gaulle plötzlich noch unter den Augen von „Ihr“. Du sollst nun im Ge-spräche bei mir verweilen, bis es dem Rader gefüllt, weiterzugehen, so daß Fräulein Rätche denken muß, ich hätte irgend etwas mit Dir zu besprechen und hielt absichtlich an dieser Stelle.“

„Was, Eduard. Du als Sonntagsreiter! Wie ein Keulen-schlag traf das Wort den Reckvogel. Aber hier war falsche Scham nicht am Plage.“

Der verkaufte Klugelbeutel.

Aus dem kleinen Städtchen Heiligen-hafen in Holstein berichtet die „Magdeburger Zeitung“ folgendes Stüdchen: Jochen Hamann, ein alter Gutstagselbner, der sein Leben lang nicht von der Echolle der heimische-Deputats - Katenstelle gekommen war, hatte sich dieser Tage endlich einmal aufgetraut, seinen in Heiligenhafen wohnenden Bruder aus Anlaß einer Familienfestlichkeit zu besuchen. Im Schmucke eines uralten Schrodes be-riet er sich ebenfalls in die Kirche und verfolgte daselbst mit ganz besonderem Interesse den Umgang des Klugelbeu-tel, der ihm unbekannt ist, da diese Einrichtung in seiner angestammten Dorfkirche längst obgedacht ist, weil es sich nicht der Mühe verlohnt, Gaben zu sammeln. Wer dort einmal einen Pfennig oder gar zwei übrig hat, thut ihn direkt in den Armenbros ar der Kirchenbüchse. Aufmerksam sieht Jochen Hamann zu, wie der Mann das seltsame Stoffgebändel jebem Gemeindeglied hinhält und wie die Mehrzahl der letzteren mit einem le-sen Kopfschütteln dankend ablehnt. Endlich kommt der Mann auch zu Jochen Hamann, der schon eine Weile unruhig auf der harlen Bank hin und her rutschte und nun ebenfalls den Kopf schüttelt und dem Gabensamm-ler verlegen zuruft: „Min Müß is't et nich.“

„Du weißt, mein lieber Oskar, daß ich die sanfteste, beste Frau der Welt bin, daß man mich um den Finger wickeln kann — aber einen Wüter-bruch vertrau ich nicht.“

„Bitte, sprich jetzt vom Wetter, oder meinetwegen vom Unwetter!“ tönte es anghvoll aus dem Sattel.

„Gut, so will ich vom Unwetter sprechen, von dem Unwetter nämlich, welches sich neulich über mein Haupt entlud, weil ich meinem Schuster —“

„Da packe Eduard laterGraus und mit einem dumpfen Schredenslaut stieß er beide Sporen wüchtig in die Klanken des störrischen Gauls, in-deffen die Gerte faufend auf des Thieres Hinterstentel niederfuhr. Das half! Ein Satz — und in gestrecktem Ge-lopp ging's davon, daß Eduard um ein Haar aus dem Sattel geflogen wäre. Aber er hielt sich wader oben, erleichtert aufsteigend ob der Erlös-suma aus zweifacher Noth.

„Beim Zeug!“ meinte Studiofus Pumpmeier, dem Doonstausenden lach-send nachschauend, „ich habe doch eine fortwährende Unterhaltungs-gabe!“

„Ein nettes Geschichtchen.“ wird dem „Fränkischen Kurier“ zu-folge gegenwärtig in Augsburg er-zählt. Ein Mädchen aus guter Fa-milie hatte schon seit einiger Zeit ein Verhältnis mit einem Offizier, doch war wegen des geringen Vermögens vorerst an eine Heirat nicht zu denken. In letzter Zeit schloß sich die Liebes-ahnung des Vaterlandsverteidigers überhaupt abzulösen. Auf einmal bekam er ein Telegramm seiner Braut zugesandt mit den Worten: „Onkel Millionär in Ostindien gestorben.“ In Gala werfen und zu seiner Braut fahren war das Werk eines Augen-blicks. Bald jedoch wärte sich die Sache auf, daß nicht ein Onkel Millionär, sondern ein Onkel Millionär in Ostin-dien gestorben sei.

„Ein Soldatenbrief.“ Geliebte Anna! Du bist gewiß ge-wundert, daß ich so lange nicht ge-schrieben bin. Hab sich bekommen ein Brief von zu Hause. Hat sich ge-schrieben: Vater hat krankes Bauch-weil sich zuviel hat geseuft von But-termilch. Kann nicht verdienen und mir nicht schiden. Bin darum in größter Verlegenheit geraten, weil mir hat gefohlen die Hofe der Kamis ein Dieb. Da nun gesagt Feldwebel, Du bezahle das Hofe sonst holt Dich der Loch und Du kriegt das Teufel. Was soll machen verfluchtes Zucht. Willst schiden mir acht Mark ist alles gut. Wenn dann kommen auf Urlaub, gehen auf das Tanz. Schick Du mir nichts, schick ich mir ganz todt. Vor lautes Kram mein Herzen und Liebe des mir verfohlen das Hofe der Kamis. Habe mich gekauft Hofe die Ex-tra passen sich wie Leutnant. Willst geliebte Anna mir schiden das Geld bald. Ich habe noch zu schreiben, doch muß ich Holz haben für Frau vom Feldwebel. Der Teufel haben das Holz. Ich auch schon ganz auf hab gelernt Deutsch bei das Militär. Nun lebst Du wohl und giebt Du Kauf. Dein geliebtes August.

„Amen.“

Der verkaufte Klugelbeutel. Aus dem kleinen Städtchen Heiligen-hafen in Holstein berichtet die „Magdeburger Zeitung“ folgendes Stüdchen: Jochen Hamann, ein alter Gutstagselbner, der sein Leben lang nicht von der Echolle der heimische-Deputats - Katenstelle gekommen war, hatte sich dieser Tage endlich einmal aufgetraut, seinen in Heiligenhafen wohnenden Bruder aus Anlaß einer Familienfestlichkeit zu besuchen. Im Schmucke eines uralten Schrodes be-riet er sich ebenfalls in die Kirche und verfolgte daselbst mit ganz besonderem Interesse den Umgang des Klugelbeu-tel, der ihm unbekannt ist, da diese Einrichtung in seiner angestammten Dorfkirche längst obgedacht ist, weil es sich nicht der Mühe verlohnt, Gaben zu sammeln. Wer dort einmal einen Pfennig oder gar zwei übrig hat, thut ihn direkt in den Armenbros ar der Kirchenbüchse. Aufmerksam sieht Jochen Hamann zu, wie der Mann das seltsame Stoffgebändel jebem Gemeindeglied hinhält und wie die Mehrzahl der letzteren mit einem le-sen Kopfschütteln dankend ablehnt. Endlich kommt der Mann auch zu Jochen Hamann, der schon eine Weile unruhig auf der harlen Bank hin und her rutschte und nun ebenfalls den Kopf schüttelt und dem Gabensamm-ler verlegen zuruft: „Min Müß is't et nich.“

„Du weißt, mein lieber Oskar, daß ich die sanfteste, beste Frau der Welt bin, daß man mich um den Finger wickeln kann — aber einen Wüter-bruch vertrau ich nicht.“

„Bitte, sprich jetzt vom Wetter, oder meinetwegen vom Unwetter!“ tönte es anghvoll aus dem Sattel.

„Gut, so will ich vom Unwetter sprechen, von dem Unwetter nämlich, welches sich neulich über mein Haupt entlud, weil ich meinem Schuster —“

„Da packe Eduard laterGraus und mit einem dumpfen Schredenslaut stieß er beide Sporen wüchtig in die Klanken des störrischen Gauls, in-deffen die Gerte faufend auf des Thieres Hinterstentel niederfuhr. Das half! Ein Satz — und in gestrecktem Ge-lopp ging's davon, daß Eduard um ein Haar aus dem Sattel geflogen wäre. Aber er hielt sich wader oben, erleichtert aufsteigend ob der Erlös-suma aus zweifacher Noth.

„Beim Zeug!“ meinte Studiofus Pumpmeier, dem Doonstausenden lach-send nachschauend, „ich habe doch eine fortwährende Unterhaltungs-gabe!“

„Ein nettes Geschichtchen.“ wird dem „Fränkischen Kurier“ zu-folge gegenwärtig in Augsburg er-zählt. Ein Mädchen aus guter Fa-milie hatte schon seit einiger Zeit ein Verhältnis mit einem Offizier, doch war wegen des geringen Vermögens vorerst an eine Heirat nicht zu denken. In letzter Zeit schloß sich die Liebes-ahnung des Vaterlandsverteidigers überhaupt abzulösen. Auf einmal bekam er ein Telegramm seiner Braut zugesandt mit den Worten: „Onkel Millionär in Ostindien gestorben.“ In Gala werfen und zu seiner Braut fahren war das Werk eines Augen-blicks. Bald jedoch wärte sich die Sache auf, daß nicht ein Onkel Millionär, sondern ein Onkel Millionär in Ostin-dien gestorben sei.

„Ein Soldatenbrief.“ Geliebte Anna! Du bist gewiß ge-wundert, daß ich so lange nicht ge-schrieben bin. Hab sich bekommen ein Brief von zu Hause. Hat sich ge-schrieben: Vater hat krankes Bauch-weil sich zuviel hat geseuft von But-termilch. Kann nicht verdienen und mir nicht schiden. Bin darum in größter Verlegenheit geraten, weil mir hat gefohlen die Hofe der Kamis ein Dieb. Da nun gesagt Feldwebel, Du bezahle das Hofe sonst holt Dich der Loch und Du kriegt das Teufel. Was soll machen verfluchtes Zucht. Willst schiden mir acht Mark ist alles gut. Wenn dann kommen auf Urlaub, gehen auf das Tanz. Schick Du mir nichts, schick ich mir ganz todt. Vor lautes Kram mein Herzen und Liebe des mir verfohlen das Hofe der Kamis. Habe mich gekauft Hofe die Ex-tra passen sich wie Leutnant. Willst geliebte Anna mir schiden das Geld bald. Ich habe noch zu schreiben, doch muß ich Holz haben für Frau vom Feldwebel. Der Teufel haben das Holz. Ich auch schon ganz auf hab gelernt Deutsch bei das Militär. Nun lebst Du wohl und giebt Du Kauf. Dein geliebtes August.

„Amen.“

Der verkaufte Klugelbeutel. Aus dem kleinen Städtchen Heiligen-hafen in Holstein berichtet die „Magdeburger Zeitung“ folgendes Stüdchen: Jochen Hamann, ein alter Gutstagselbner, der sein Leben lang nicht von der Echolle der heimische-Deputats - Katenstelle gekommen war, hatte sich dieser Tage endlich einmal aufgetraut, seinen in Heiligenhafen wohnenden Bruder aus Anlaß einer Familienfestlichkeit zu besuchen. Im Schmucke eines uralten Schrodes be-riet er sich ebenfalls in die Kirche und verfolgte daselbst mit ganz besonderem Interesse den Umgang des Klugelbeu-tel, der ihm unbekannt ist, da diese Einrichtung in seiner angestammten Dorfkirche längst obgedacht ist, weil es sich nicht der Mühe verlohnt, Gaben zu sammeln. Wer dort einmal einen Pfennig oder gar zwei übrig hat, thut ihn direkt in den Armenbros ar der Kirchenbüchse. Aufmerksam sieht Jochen Hamann zu, wie der Mann das seltsame Stoffgebändel jebem Gemeindeglied hinhält und wie die Mehrzahl der letzteren mit einem le-sen Kopfschütteln dankend ablehnt. Endlich kommt der Mann auch zu Jochen Hamann, der schon eine Weile unruhig auf der harlen Bank hin und her rutschte und nun ebenfalls den Kopf schüttelt und dem Gabensamm-ler verlegen zuruft: „Min Müß is't et nich.“

„Du weißt, mein lieber Oskar, daß ich die sanfteste, beste Frau der Welt bin, daß man mich um den Finger wickeln kann — aber einen Wüter-bruch vertrau ich nicht.“

„Bitte, sprich jetzt vom Wetter, oder meinetwegen vom Unwetter!“ tönte es anghvoll aus dem Sattel.

„Gut, so will ich vom Unwetter sprechen, von dem Unwetter nämlich, welches sich neulich über mein Haupt entlud, weil ich meinem Schuster —“

„Da packe Eduard laterGraus und mit einem dumpfen Schredenslaut stieß er beide Sporen wüchtig in die Klanken des störrischen Gauls, in-deffen die Gerte faufend auf des Thieres Hinterstentel niederfuhr. Das half! Ein Satz — und in gestrecktem Ge-lopp ging's davon, daß Eduard um ein Haar aus dem Sattel geflogen wäre. Aber er hielt sich wader oben, erleichtert aufsteigend ob der Erlös-suma aus zweifacher Noth.